



Ferngespräch

Milena Michiko Flašar

David Jarju und Raphael von Bargaen während der Performance im Salon des Bundesrates



*Man kann nicht
nach Deutschland zurück.
Man kann nicht
nach Deutschland zurück.
Vielleicht nie.*

Klaus Mann, Tagebücher 1934–1935,
11.1.1935

Nachts gegen drei, wenn er eingeschlafen ist (der namenlose Matrose), mache ich das Lämpchen an und schaue gerührt auf den schmalen Körper, der nichts zu wissen scheint. Ich beneide ihn um seine Glattheit. Weder verbirgt er etwas, noch gibt er etwas preis. Ganz ohne Geheimnis liegt er da und atmet. Fast noch ein Kind. Er gleicht dem Hotelzimmer, jedem beliebigen, in das ich ihn bestellt habe. Dem Tapetenmuster. Der Topfpflanze. Dem Schild an der Tür: Bitte nicht stören. Seine Beliebbarkeit ist mein Zuhause. Fernab der Heimat ist es seine Gleichgültigkeit, mir und meiner Geschichte gegenüber, in der ich mich eingerichtet habe. Ob in Marseille, Ostende oder Lissabon. An allen Orten findet sich ein Bett, in dem ich nachts gegen drei dies kleine

Glück empfinde: wach zu sein neben einem Schlafenden. In einem Zimmer, das sich schon morgen nicht mehr an mich erinnern wird.

Ich bin nicht der Einzige. Wir sind viele. In den Hafenstädten sieht man uns mit staubigen Gesichtern durch die Straßen und Gassen laufen. Wir grüßen uns: Lang nicht gesehen. Aus unseren Mündern kommen die Wörter wie Würmer aus trockener Erde gekrochen. Beinahe erschrecken wir voreinander. Derart unpersönlich sind wir geworden. Nicht länger Klaus oder Franz oder Hans, sondern die Ausgewanderten. Der eine liest in den Falten des anderen und sieht sich selbst durch die Augen derer, die an ihm vorübergehen. Unsere Wachsamkeit macht uns

einander fremd. Ein schneller Kaffee in einem Bistro, wir sprechen über das Unvermeidliche. Den Krieg und wie er sich – vielleicht doch – vermeiden ließe. Beinahe streiten wir. Dann aber halten wir inne. In unserem Schweigen klingt wider, was wir schon gar nicht mehr für wahr gehalten haben. Das Persönliche unseres Schicksals. Wieder grüßen wir uns: Pass auf dich auf. Wir sind viele, die ihrer Wege gehen. Man sieht uns mit Zeitungen unter dem Arm, viel zu hastig, die Kais entlangspazieren. Unser Schritt ist nervös, stets bereit, ins Wasser zu springen. Aus den Zeitungen erfahren wir, dass unsere Bücher dem Feuer übergeben wurden. Wir krümmen uns wie unter Flammen und versuchen trotzdem gerade zu stehen. Ein wenig Boden unter

den Füßen. Das reicht, um uns dagegenzustemmen.

Das kleine Glück ist nicht von Dauer. Bald wird es zu dämmern beginnen. Die Ruhlosigkeit, von der ich dachte, mich loskaufen zu können, überkommt mich mit der gleichen Langmut, mit der die Erde um die Sonne kreist. Und plötzlich graut mir vor dem Geruch des anderen. Dem Geruch seiner Träume. Das billige Parfüm verdeckt kaum meine eigene Billigkeit. Neben an – die Wände sind dünn – wälzt sich ein Liebespaar im Rausch. Kaum aushaltbar die Schreie, mit denen sie einander über die Entfernung hinweg zurufen. So weit ist es von einem zum nächsten. Nein, man kommt nicht aus seiner Haut. Wofür ich bezahlt habe,

ist dieses große Unglück: einsam zu sein neben einem Menschen. In einem Zimmer, das kein Mitleid kennt. Hier will ich sterben. Wenn sich der Vorhang rot verfärbt. Noch ehe er erwacht (der namenlose Matrose), soll mich der allererste Morgen finden.

Ich bin nicht der Einzige. Wir sind viele. Man sieht uns spätnachts in den Hotellobbys sitzen und so tun, als ob es uns nichts angehe: das graue Telefon. Der Einsamkeit unserer jeweiligen Zimmer entflohen, sind wir dennoch froh um seinen Anblick: Wie es glänzt! Wir stellen uns vor, wie es wäre, dort hinein zu gehen, in jene Zelle, und den Hörer von der Gabel zu nehmen. Ein Ferngespräch. An die Daheimgebliebenen. Ihre Nummern kennen wir aus-

wendig. In unserem Gedächtnis ist viel Platz. Noch kennen wir die Wiesen, über die wir liefen, die eine Stelle, über die wir gestolpert sind. Die Lieder, Hand in Hand, an einem harmlosen Lagerfeuer. Es riecht nach Sommer. Wir schwören Freundschaft. Treue. Ehrlichkeit. Nichts soll zwischen uns kommen. Unsere Jugend beschützt uns. Sie ist der weite, weite Raum über einem noch weiteren Boden. Jemand ruft Hoppla! Wir leben! Wir rücken enger zusammen. Knie an Knie, unter einem dicht besäten Sternenhimmel. Niemand gibt zu, dass er müde ist. Ob das nicht alles, in jener Zelle, für uns verwahrt worden ist? Unserem Land zum Trotz, welches mit der ihm eigenen Gründlichkeit dafür gesorgt hat, dass uns selbst unsere Vergangenheit

nicht mehr gehört. Ein tiefer Graben trennt uns von gestern und kein Gras wächst dort, wo wir einst gläubig in die Zukunft blickten. Wozu uns was vormachen? Die Leitungen sind gekappt.

Und trotzdem (immer trotzdem) lohnt es sich, uns zu fragen, wovon wir ihm wohl erzählen würden. Dem Gespenst am anderen Ende. Vielleicht von dem, was uns bevorsteht und uns als dunkle Ahnung noch lange, bevor es eintritt, die Kehlen zuschnürt. Wir ahnen es: Die Stunde der Angst wird zu Tagen und Wochen und Monaten werden. Und wir nehmen vorweg: All die Jahre im Nirgendwo. Staatenlos. Ohne Papiere. Dann wieder Tscheche oder Litauer. Die Weltkarte meint es nicht gut mit uns. Mit falschen Pässen lassen wir

uns nieder, an Orten, die nach Urlaub klingen, und es gelingt uns, darüber zu lachen, dann wieder misslingt es uns. Manch einer erhängt sich. Er wird vermisst. Mancheiner wählt einen langsameren Tod. Wir zittern an jeder Grenze, vor jedem Berg und jedem Fluss. Wir marschieren ohne Trommelwirbel. Umringt von Engeln und Dämonen. Wir marschieren weiter, selbst wenn wir angekommen sind. Von Haus zu Haus, von Tür zu Tür. Auf unseren Schreibtischen brennen die Wörter. Die alte Sprache, sie taugt nichts mehr. Wir versuchen uns in einer neuen und verzweifeln daran. Das Kabel des Telefons um den kleinen Finger gewickelt, würden wir von unserm allmählichen Verstummen erzählen, und wir würden so lange davon erzählen, bis auch

wir zu Gespenstern geworden wären. Ein leises Knacken in der Leitung. Dann: ein Rauschen. Die Meere, die wir überquert haben, verschlucken das Ungesagte. Hallo? Hallo? Am Schluss herrscht Stille. Weder diesseits noch jenseits ertönt ein Freizeichen.

Er aber schläft (der namenlose Matrose). Zurück im Zimmer decke ich ihn zu. Schon hat es zu dämmern begonnen. Das rote Licht fällt durch den Vorhang. Ich halte es aus. Noch sind wir viele. Noch haben wir Stimmen. So lange halte ich es aus. Ein kleiner Sieg inmitten größerer Verluste. Auch wenn nichts abhängt davon.

Unsere Heimat, die bessere, ist das Heimweh.



MILENA
MICHIKO
FLAŠAR
IM
SALON
DES
BUNDES
RATES

